

Vor dem Hintergrund eines regelrechten Booms in der Erinnerungskultur¹ ging es auf der Oldenburger Sommerakademie *Gender – Memory* um eine kritische Auseinandersetzung mit den Verwobenheiten von Gedächtnis und Geschlecht. Eine zentrale Frage war, wie vergessene und marginalisierte Geschichten Eingang in hegemoniale Gedächtnisformationen finden können. Das Interesse an nicht hegemonialen Erinnerungen und an der Sichtbarmachung des bis dato Unsichtbaren musste dabei selbst Gegenstand einer (auch selbst-)kritischen Diskussion werden – insbesondere angesichts der Beziehungen zwischen Geschlecht, „Rasse“, Ethnizität und Klasse. Die verschiedenen Beiträge aus kultur-, literatur-, kunst- und medienwissenschaftlichen Perspektiven und von Künstlerinnen machten deutlich, dass die Konfliktlinien, die zwischen einem legitimem und einem illegitimem Gedächtnis verlaufen (vgl. Burke 1996), von Differenzen und Hierarchien mitdeterminiert sind, die in Kategorien von Geschlecht und Ethnizität begründet sind. Über diese Problemstellung hinaus bestimmten Fragen der Repräsentation bzw. einer Politik der Sichtbarmachung die Diskussionen.²

Ein Ausgangspunkt war, dass Gedächtnis und Erinnerungen eng mit diskursiven Praktiken von Subjektivierung verbunden sind. Als Subjektivierung kann mit Foucault die Konstitution von Identitäten beschrieben werden, die sich z. B. um nationale und regionale, aber auch um vergeschlechtlichte, sexualisierte und ethnisierte Kategorien zentrieren. Intelligibles Subjekt zu werden erfordert die Unterwerfung unter gesellschaftliche Bedingungen und Strukturen, die paradoxerweise gleichzeitig erst Bewusstsein und Selbsterkenntnis der eigenen Identität ermöglichen, und damit das Subjekt ermächtigen (Foucault 1999: 166). Gemäß dieser doppelten Bedeutung von Subjektivierungspraktiken bewegten sich die Kontroversen um die zentrale Frage, wie erinnert werden kann, ohne dabei essentialisierende und fixierende Identitätsformationen festzuschreiben. Mit dieser Ausrichtung knüpfte die Tagung an jüngere feministische und identitätskritische Forschungen an, die bereits die Frage stellten, wie generalisierenden Identitätspolitiken etwas entgegengesetzt werden kann.³

Rahmenwechsel?

Unumstritten war die Annahme, dass Erinnerung nur von der Gegenwart aus rekonstruiert werden kann, und damit nicht nur immer schon im Nachhinein passiert, sondern auch durch gesellschaftliche ‚Rahmen‘ perspektiviert ist.⁴ Uneinigkeit herrschte allerdings hinsichtlich der *Lösungen*, wie mit diesen Rahmungen umzugehen sei, bzw. wie diese aus marginalisierter Perspektive gewechselt oder durchkreuzt werden könnten. Kontroverse Diskussionen entzündeten sich ver-

mutlich nicht zufällig an den Versuchen, die Geschichte von Schwarzen in *weißen* Dominanzkulturen zu erzählen. Zentriert war die Debatte um problematische Effekte, die auftreten, wenn marginalisierte Geschichten in den hegemonialen Erinnerungsdiskurs eingeschrieben werden sollen.

Welche machtvollen Wirkungen der dominante Rahmen einer als ‚heilend‘ gelesenen Narration auf subalterne Geschichten haben kann, machte Sabine Broeck deutlich. Sie analysierte die Rezeption des Romans *Beloved* von Toni Morrison (1987) und zeigte, inwiefern Lektüren aus überwiegend dominanten Positionen den Roman in hegemoniale Gedächtnisstrukturen rückbinden. Entgegen der Möglichkeit, Morrisons Text als Verweigerung einer Narrativierung zu lesen, würde in einem Großteil der Rezeption das Lesen von Morrisons Roman als unmittelbare Erinnerung und diese als Wiedergutmachung (miss-) verstanden.⁵ Traumatische Geschichte wird darüber in einen sinnstiftenden Moment zu heben versucht.

Sabine Broecks Analyse ließ folgern, dass die Aufnahme problematischer und störender Geschichte in den dominanten Diskurs nahezu unmöglich ist. Das hegemoniale Gedächtnis scheint auf den Ausschluss marginalisierter und problematischer Geschichten angewiesen zu sein. Vor diesem Hintergrund wurde die Frage evident, welche Strategien verfolgt werden können, um überhaupt vom dominanten Diskurs wahrgenommen zu werden bzw. diesen zumindest teilweise in Richtung einer Sichtbarwerdung zu verschieben.

Während Broeck von einer *weißen*, damit dominanten Position aus sich mit literarischen *Gegenerinnerungen* von AfroamerikanerInnen, sowie deren Rezeption auseinandersetzte, beschrieb Nicola Lauré al-Samarai ihr Anliegen, als Schwarze Deutsche die Geschichte Schwarzer Deutscher in das kollektive Gedächtnis zu holen. Schwarze sind in hiesigen dominanten Diskursen immer noch gänzlich unsichtbar geblieben.⁶ Infolge der gewaltsamen Auslöschungen vieler Schwarzer Deutscher und ihrer Angehörigen wurde eine Schwarze deutsche Genealogie verunmöglicht. Lauré al-Samarai plädierte daher für eine „Wieder-Eingliederung einer Schwarzen deutschen Historizität“ als eine Strategie der Gegenerinnerung. In autobiographischen Erzählungen generiere sich eine spezifische Raum-Zeit, und es käme dadurch zu der Entwicklung minoritärer Referenzrahmen. Nur durch diese sei auch eine Wieder-Aneignung der Geschichtlichkeit der Schwarzen Deutschen möglich. Problematisch erscheint dabei, dass in dem von Lauré al-Samarai formulierten Anspruch minoritäre Referenzrahmen verhandelt werden, als ließen sie sich *mühe*los in dominante Referenzrahmen überführen. Diese Kritik kollidiert allerdings mit dem zu Recht geäußerten Anspruch Schwarzer Deutscher, den bis dato verweigerten familiären Geschichten nachzugehen. Nötig ist dies nicht nur, um gegen das von der Dominanzkultur forcierte Vergessen anzuschreiben, sondern auch um sich die Konstitution einer Schwarzen Deutschen Subjektposition zu ermöglichen, die erst über eine Re-Konstruktion einer gemeinsamen, die Generationen verbindende Geschichte möglich scheint.

Marianne Hirsch hat sich dem Problem transgenerationaler Erinnerung vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Genozids gestellt und den Begriff des ‚Postmemory‘ ausgearbeitet (1997). Dessen Unterscheidung zu *normaler* Er-

innerung, als einerseits durch die generationale Distanz und andererseits durch die tiefe persönliche Beziehung zu den Ereignissen charakterisiert, könnte auch für den hier diskutierten Zusammenhang aufschlussreich sein. Als *Postmemory* definiert Hirsch die Erfahrung derer, die in einem Kontext aufgewachsen sind, der von Narrativen bestimmt ist, die ihrer Geburt vorhergingen, und die durch traumatische Ereignisse bestimmt sind, die weder verstanden, noch wieder hergestellt werden können. Mit Hirsch ließe sich hier nicht nur die Frage stellen, wie das Konzept des Postmemory in diesem Kontext der Schwarzen Deutschen genutzt werden kann, sondern auch, welche Strategien eines Postmemory entwickelt werden könnten, die einer Nivellierung der Distanz zwischen dem Selbst und den zu erinnernden Anderen widerstehen kann.

Als Medium des Postmemory fungieren nach Hirsch insbesondere Fotografien. Für eine identifizierende Erinnerung übernehmen gerade Familienfotografien eine spezielle Funktion (vgl. Hirsch 1997).⁷ Aus dieser Perspektive erscheint es nicht als Zufall, dass sich eine kontroverse Debatte um den Einsatz eines Familienfotos durch Lauré al-Samarai entzündete. Diskutiert wurde die Frage, inwiefern ein Familienfoto für eine Gegenerinnerung umkodiert werden kann. Lauré al-Samarai erschien ein durch Montage wieder hergestelltes *ganzes* Familienfoto geeignet als Beispiel dafür, wie angesichts faktisch ausgelöschter Erinnerungen Schwarzer Deutscher eine eigene Geschichte wieder hergestellt werden könne. Fraglich war für die meisten der *weißen* DiskutantInnen, wie eine solche Fotografie der Versuchung entkommen kann, eine Kontinuität einer Familiengenealogie visuell zu behaupten, wo eigentlich die Darstellung von der gewaltvollen Auslöschung stehen müsste. Verwiesen wurde außerdem auf die heteronormative, patriarchale und rassistische Struktur der traditionellen Kleinfamilie, wie sie von verschiedenen feministischen WissenschaftlerInnen analysiert wurde. Anne McClintock beispielsweise hat gezeigt, wie über Bilder von Familie zum einen nationale Geschichte naturalisiert werden konnte, und zum anderen auch sich die Unterordnungen kolonialisierter Völker als ‚Kinder der Nation‘, sowie auch die Unterordnung von Frauen in eine private häusliche Sphäre sich rechtfertigen liess (McClintock 1996: 262).

Identität >< Erinnerung

Wie eng Erinnerungspolitiken mit identitätskonstituierenden Praktiken verknüpft sind, war auch Thema des Beitrages von Nancy Wagenknecht. Mit seiner Analyse der Planungen für das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten und ermordeten Homosexuellen konnte er zeigen, dass sich dieser Versuch, *vergessene* Geschichte in das dominante Gedächtnis einzuschreiben, zur identitätspolitischen Geste generiert. Über mythisch aufgeladene Erzählungen von einem ‚Homocaust‘ werde – so Wagenknecht – eine Genealogie konstruiert, die eine gemeinschaftliche Identität für Homosexuelle bereithält. Wagenknecht problematisierte, dass damit eine hegemoniale Struktur der Geschichtsschreibung

wiederholt würde, die mit der Anrufung einer langen Kette von vermeintlichen Ahnen eine Vergangenheit konstruiert, und der eigenen Legitimation und Identifizierung dient. Reproduziert würde eine Matrix, die auf heteronormativen Strukturen von festgelegten und naturalisierten (Subjekt-)Positionen basiert. Aus identitätskritischer Perspektive problematisiert Wagenknecht damit eine Politik, die lediglich Teil des dominanten Diskurses werden will. Dadurch sei zwar eine Form von *Sichtbarkeit* – als anerkanntes Subjekt – zu erreichen, aber keine strukturelle Veränderung.

Eine Form alternativer Erinnerungspolitik stellte Lüder Tietz mit dem Konzept der *Two Spirits* vor. Diese versuche, obgleich sie mit einer Form der Identifizierung einhergeht, Kritiken an Identitätspolitikern ernst zu nehmen. Tietz legte dar, inwiefern der Begriff des Two-Spirits auf das illegitime kulturelle Gedächtnis verschiedener ethnisch begründeter Gemeinschaften der Native Americans Bezug nimmt, und sich gleichzeitig für unterschiedliche gegenwärtige geschlechtliche und sexuelle Lebensformen und -entwürfe als Selbstkonzept und Selbst-Organisation anbietet. Die Konzeption des Two-Spirits kann dabei als eine Form der hybriden oder ‚offen‘ definierten Selbstpositionierung benannt werden. Tietz beschrieb mit seinem Beitrag die Variabilität der Verknüpfungen von geschlechtlichen und sexuellen Identitätsentwürfen unterschiedlicher Native Americans mit schwulen und lesbischen Diskursen. Selbst an diesen Diskursen Anteil nehmend, kritisierte er anthropologische Forschungen, die in ihren Beschreibungen der *Two-Spirits* Diskurse ethnographischer Schriften aus dem 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert über Sodomiten etc. reproduzieren. Dass aber auch seine Perspektive von seiner Positionierung bestimmt ist, machte deutlich, dass dem Problem einer hierarchischen Deutungsweise nicht zu entkommen ist.

Anknüpfen lässt sich an diese Problematisierung von Perspektiviertheit mit Josch Hoenes' Analyse unterschiedlicher Rezeptionen von Radclyffe Halls Novelle *The Well of Loneliness* (1928). Hoenes zeigte, inwiefern die Rekonstruktionen von Geschichte (und damit auch Politiken der Sichtbarkeit) abhängig sind von Positionierung und Wissensproduktion. Exemplarisch erörtert werden konnte daran die Situiertheit jeden Wissens, wie sie Donna Haraway analysiert hat. Hoenes fragte weitergehend, wie eine „verantwortliche Form der Geschichtsschreibung, die sich ihrer Positionierung und Verstrickung in rezente Machtverhältnisse bewusst ist“, aussehen könnte. Er plädierte für ein Bewusstmachen des Umstandes, dass jede Interpretation immer schon eine Rekonstruktion von Geschichte sei. Eine verantwortliche Geschichtsschreibung müsse neben der Reflektion ihrer eigenen Perspektiviertheit auch die historische Konstruiertheit und Veränderlichkeit der verwendeten Kategorien bedenken.

Wie (für) andere repräsentieren?

In der Problemstellung, wie sich Forderungen einer verantwortlichen Sichtbarmachung *vergessener* Geschichten in die konkrete Praxis umsetzen lassen, trafen

sich künstlerisch/filmische und ethnographische Projekte: wie beispielsweise das FrauenLesbenFilmCollectif mit dem Film *otras vías* über Migrantinnen, die illegal als Sexarbeiterinnen arbeiten, und die ethnologische Untersuchung von Marco Atlas über die *Femminielli* in Neapel. Beiden Projekten ist gemeinsam, dass sie als Filmemacherinnen bzw. ForscherInnen aus Deutschland von einer dominanten Position aus über minorisierte Subjektpositionen eines anderen kulturellen Kontextes arbeiten. Beide teilen das Anliegen, hegemonialen heteronormativen Strukturen und Gedächtnisformationen etwas entgegen zu setzen. *Wie (für) andere repräsentieren?* kristallisierte sich an diesen Arbeiten als zentrale Frage heraus. Wichtig war beiden ReferentInnen, die eigenen BetrachterInnenperspektive und Interessen sichtbar zu machen. Ihre Selbstpositionierung als ‚FrauenLesben‘ sowie als ‚männlich, schwul‘ und damit selbst einer nicht-dominanten Gruppe in Deutschland angehörig, bietet ihnen auf einer bestimmten Ebene die Möglichkeit, sich mit den Dargestellten zu solidarisieren. Das dadurch geschaffene Nähe-Distanz-Verhältnisses zu den Repräsentierten wurde von den ReferentInnen selbst als problematisches beschrieben. Im Prozess ihrer Arbeiten zeigte sich dies insbesondere, wenn ihr eigenes Anliegen der Sichtbarmachung mit dem der Dargestellten kollidierte. Offensichtlich wurde, dass in diesen Sichtbarkeits-Projekten unterschiedliche Motivationen aufeinander treffen. Nötig sei demzufolge eine Selbstreflexion in Form einer Distanz zu sich selbst, die von den verschiedenen – und insbesondere von den eigenen – Interessen weiß. Diskutiert wurde, ob Empathie eine Strategie beschreiben könnte, die sich nicht mit dem oder der Subalternen in eins setzt, und die helfen kann, sich vorzustellen, was *sie* erleiden mussten/müssen, ohne deren Position einzunehmen (zu können).

Weiterhin wurde selbstkritisch diskutiert, inwiefern das Agieren der Filmenden/Forschenden ausgehend von einer marginalisierten Position in der Rezeption neben einer Selbstpositionierung auch als besondere Legitimierung des filmischen/ forschenden Blicks aufgefasst werden würde. Als lesbisch/schwul markiert, damit außerhalb des dominanten Diskurses stehend, würden sie quasi schon per se in ein gegensätzliches Verhältnis zu beispielsweise traditioneller dominanter ethnologischer Forschung gesetzt. Verhindert würde dadurch nicht nur die Thematisierung des immer schon hierarchischen Verhältnisses zwischen Repräsentierenden und Repräsentierten, sondern auch eine Selbstreflexion auf Seiten der Zuschauer/-hörerInnen, die eigene Positionierung und eigenen Bedürfnisse mitzudenken.

So war es

Dass es keine unschuldige Repräsentationen geben kann, ist spätestens seit den Machtanalysen Michel Foucaults zu einem Allgemeinplatz kritischer Forschung geworden. Künstlerische, filmische, wissenschaftliche und andere Projekte, die über visuelle Medien Subjekte sichtbar machen wollen, stehen vor dem Problem, dass gerade visuelle Repräsentationen ein *so war/ist es* behaupten, und damit eine

Machtposition zu besetzen suchen, die die Motiviertheit des eigenen Blicks verleugnet. Zu problematisieren war, wie auf einen realen Sachverhalt aufmerksam gemacht werden kann, ohne dabei die strukturellen Bedingungen, die zur Produktion der Repräsentationen führten, unsichtbar zu machen. Authentifizierung als eine zentrale Strategie der Behauptung von *so war/ist es* stand daher zur Disposition. Wie dominante Erinnerungsdiskurse Authentifizierungsstrategien einsetzen, arbeitete Patricia Mühr anhand jüngerer Kriegsfilme heraus. Sie zeigte, wie über die Erzählung von Augenzeugen (in Mührs Beispiel der amerikanische Soldat), und verstärkt durch den Zoom in seine Augen, das Gezeigte als authentisches garantiert wird.

Ähnliche Strategien, die Augenzeugen produzieren, allerdings in gänzlich unterschiedlichen Kontexten funktionieren, fanden sich auch in den meisten der diskutierten Sichtbarkeits-Projekten. Die filmischen Aufnahmen von einzelnen Interviewpartnerinnen (marginalisierten Frauen) dienen in diesem Zusammenhang jedoch auch dazu, den Gefilmten als sprechenden und blickenden eine Subjektposition zu ermöglichen. Durch das Zeigen verschiedener *Augenzuginnen* werden deren differente Ansichten sichtbar gemacht. Diese Vielfalt an Sprecherinnen erzeugt eine Komplexität, die einer vereinheitlichenden Stereotypisierung entgegenwirken kann. Wie Repräsentationen *aussehen* müssen, um real existierende Subjektpositionen kenntlich machen zu können bzw. sie zu erinnern, ohne Essentialisierungen vorzunehmen, aber auch ohne auf eine Anerkennung als ‚real existent‘ zu verzichten, wurde als weiter zu bearbeitendes Forschungsfeld⁸ formuliert.

Mit der Frage nach dem Umgang mit Bildern stellt sich immer auch das Problem der Effekte von Bildern dominanter Bildarchive und ihrer Mobilität. Silke Wenk führte den Begriff der ‚visuellen Politiken‘ ein, um auf das Problem aufmerksam zu machen, wie visuelle Repräsentationen auch jenseits bewusst intendierter Strategien Wirkungen entfalten. In einer spezifischen Dynamik von Resemiotisierungen und Reaktualisierungen können überkommene Bilder auch in neuen Konstellationen neue Funktionen übernehmen. In ihrer zunehmend globalisierten Zirkulation bleiben ihre dominanten Bedeutungen keineswegs einfach gleich, sie werden modifiziert, verknüpfen sich mit anderen Bildfolgen und kehren bisweilen als vermeintlich universale Bilder zu *uns* zurück. Silke Wenk analysierte an jüngeren Bildern der ‚neuen Kriege‘, wie diese auf vergeschlechtlichte Repräsentationen tradierter Bildgedächtnisse zurückgreifen und damit an der Restaurierung in die Krise geratener kollektiver Ordnungen und gemeinschaftlicher Vorstellungen arbeiten.

Die Frage nach der visuellen Politik führt zur Frage (zurück), wie Politiken der Sichtbarmachung den Effekten des jeweils dominanten kulturellen Reservoirs entgegenarbeiten können bzw. müssen.

Literatur

- Eschebach, Insa; Jacobeit, Sigrid; Wenk, Silke (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids*. Frankfurt a.M. u.a. 2002.
- Burke, Peter: *Geschichte als soziales Gedächtnis*. Übers. v. Dietrich Harth. In: *Gedächtnisbilder: Vergessen und erinnern in der Gegenwartskunst*. Hrsg. v. Kai-Uwe Hemken. Leipzig 1996, S. 92-112.
- Hirsch, Marianne; Smith, Valerie (Hrsg.): *Gender and Cultural Memory*. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* [Chicago]. Jg. 28 (2002), H. 1.
- Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a.M. 1985 [1925].
- Campt, Tina M.: *Schwarze Deutsche Genderierung. Der Black Atlantic als generationenübergreifende Praxis*. In: *Der Black Atlantic*. (Ausst.-Kat.), Hrsg. v. Haus der

- Kulturen der Welt*, Berlin. Berlin 2004, S. 159-177.
- Foucault, Michel: *Warum ich die Macht untersuche. Die Frage des Subjekts*. In: Michel Foucault. *Botschaften der Macht*. Reader Diskurs und Medien. Hrsg. v. Jan Engelmann. Stuttgart 1999, S.161-171.
- Hirsch, Marianne: *Family Frames. Photography, Narrative, and Postmemory*. Cambridge (Mass.) 1997.
- McClintock, Anne: *No Longer in a Future Heaven: Nationalism, Gender and Race*. In: *Becoming National. A Reader*. Hrsg. v. Geoff Eley und Ronald Grigor. New York 1996.
- Wenk, Silke: *Happy End nach der Katastrophe? „Das Leben ist schön“ zwischen Medienreferenz und „Postmemory“*. In: *Lachen über Hitler – Auschwitz-Gelächter: Filmkomödie, Satire und Holocaust*. Hrsg. v. Margrit Frölich u.a. Frankfurt a.M. 2003, S. 199-221.

Anmerkungen

- 1 Allein im Jahr 2004 wurden zahlreiche Geschichtserzählungen über den Nationalsozialismus in Kino und TV präsentiert (*Der Untergang* von Bernd Eichinger ist nur das bekannteste Beispiel), die die Debatten über das ob und wie der Erinnerung der nationalsozialistischen Vergangenheit weiter anregten. Anlässlich des Jahrestages des Aufstandes der Herero (1904) gegen die deutschen Kolonialisten wurde zudem in Politik und Presse ein *blinder Fleck* deutscher Kolonialgeschichte in Erinnerung gebracht.
- 2 Die Fragestellung der Sommerakademie knüpfte an Forschungen des Sammelbandes *Gedächtnis und Geschlecht* von Insa Eschebach und Silke Wenk an (2002), die erstmals Strukturen der Geschichtsschreibung und Gedächtnispolitik selbst einer kritischen feministischen Analyse unterzogen. Thematisiert wurde „wie

- Vorstellungen von der Natur des ‚Weiblichen‘ und des ‚Männlichen‘ – und mit Vorstellungen sind eben auch visuelle Repräsentationen im Bildgedächtnis gemeint – dazu führten, dass viele Geschichten und Erfahrungen im Gedenken keinen oder nur einen marginalen Ort finden konnten, dass sie verdrängt und verleugnet wurden“ (ebd., S. 13).
- 3 Für die Frage nach identitätskritischen Erinnerungspraktiken kann hier die Ausgabe *Gender and Cultural Memory* der Zeitschrift *Signs* genannt werden (Hirsch, Smith 2002).
 - 4 Ich beziehe mich an dieser Stelle auf Maurice Halbwachs, der beschreibt, dass die Gesellschaft für die Rekonstruktion von Geschichte Instrumente anbietet, die er als kollektive ‚Bezugsrahmen‘ bezeichnet. In diesen Bezugsrahmen werden die Erinnerungen rekonstruiert, ver-

ortet und klassifiziert. Dabei nehmen die Rahmen Einfluss auf die Erinnerungen, aber auch die Erinnerungen modifizieren die Rahmen. Halbwachs erläutert außerdem, dass mehrere Rahmen existieren und dass zwischen diesen Rahmen gewechselt wird. Erinnerung ist demnach nicht feststehend, sondern ein sich in Wandlungen befindendes Phänomen (vgl. Halbwachs 1985).

- 5 Inwiefern diese Lektürewesen auch von Morrison selbst in Aussagen zu ihrem Roman gespeist werden, arbeitete Broeck weiter heraus, s. dazu der Aufsatz in diesem Band.
- 6 Diese Tatsache ist unter anderem dem Forschungsdesiderat geschuldet, das übersieht, wie eng die Geschichte Deutschlands mit kolonialistischen Machtstrukturen verwoben ist. Zu einer ausführlichen Diskussion der Schwierigkeiten und Widerstände in der Sichtbarmachung Schwarzer Deutscher s. Camp 2004, S. 159-177.
- 7 An ihrer Analyse von Holocaustphoto-

graphien zeigt Hirsch, dass gerade die Konventionalität der Familienfotos für jede BetrachterIn, die an den Konventionen der familiären Repräsentation teilnimmt, einen Raum der Identität zur Verfügung stellt. Sie beschreibt, wie der *familiäre Blick* dazu dient, das Subjekt als solches im Kontext der Familie und damit in ihren Beziehungen zu verorten. Damit können diese Fotos die Lücke füllen zwischen den Betrachtenden, die persönlich involviert sind und denen, die es nicht sind. Über das Wiedererkennen von Aufnahmen die ähnlich zu eigenen sind, wird eine Basis zur Identifikation hergestellt. Diese Konvention kann Unterschiede (zeitliche, ethnische) transformieren in Spiegelungen des Selbst. (Vgl. Hirsch 1997).

- 8 Mit der Bezeichnung *Forschungsfeld* bezeichne ich hier nicht nur akademisch-wissenschaftliche und schriftliche Forschungen, sondern auch ästhetische, literarische und experimentelle Forschungen im weitesten Sinne.